

Kreuzes (weil dagegen der Ur-Protest erging), sondern als seine unmittelbare und offene Erscheinung, noch schärfer; als sein Sich-Ereignen jeweils heute und jetzt. Damit aber bricht das Entweder-Oder auf. Entweder wird die „persönliche Innerlichkeit“ oder „freie Persönlichkeit“ zum Allein der Flamme des Kreuzes. Dann ist es Luthertum als Revolte des gott-unmittelbaren Subjekts gegen den menschlich-objektiven Dienst, um die Flamme des Kreuzes aus der Bindung des „Gehorsams“ des „Sklaven“ zu reißen, daß sie werde zum Werkzeug der apokalyptischen Zerstörung alles Menschlichen. Oder die Flamme des Kreuzes wird zur Lichtigkeit des Allein der „persönlichen Innerlichkeit“ oder „freien Persönlichkeit“. Dann ist es Luthertum der „freien Persönlichkeit“: die religiöse Entflammtheit kühlt sich ab zur „freien Aufgeklärtheit“, die frei von allen Fesseln objektiven Dienstes in einer „vernünftigen Innerlichkeit“ lebt. Luthertum offenbart sich in dieser äußersten Spannweite zwischen dem Typus des alles zerstörenden „Schwärmers“, gegen den Luther ankämpfte, und dem Typus des alles rationalisierenden und individualisierenden „aufgeklärten Bürgers“, der das Erbe Luthers allzubald antrat. Die Revolte des „enthüllten Kreuzes“ gegen das „Schema Mensch“ wird bezahlt mit diesem ausbrechenden Entweder-Oder: zwischen entfesseltem Zerstörer und „freiem Bürger“.

Metaphysik und apriorische Synthese.

Von Joh. B. Lotz S. J.

Wenn wir die Methode einer Wissenschaft untersuchen, so fragen wir damit nach ihrem Wesen. Denn die Methode, die einer Wissenschaft zukommt, ist jene, die ihrem Wesen entspricht, angemessen ist, die ihr also durch ihr Wesen von vorneherein vorgeschrieben wird. Ja, im letzten fällt die Methode einer Wissenschaft mit ihrem Wesen zusammen, ist sie nichts anderes als dieses selbst, in einer bestimmten, noch im einzelnen zu klärenden Hinsicht betrachtet. Folglich treibt uns die innere Bewegung unserer Frage auf die nach dem Wesen der Metaphysik zurück. Darüber müssen wir uns somit zuerst, soweit es hier nötig und möglich ist, verständigen.

1. Zum Wesen der Metaphysik.

Daß einer Wissenschaft Wesen durch ihren Gegenstand bestimmt werde, bedarf kaum einer Erläuterung. Daß aber dafür die Eigenart des um den Gegenstand sich Mühenden nicht weniger entscheidend sei, wurde vielleicht nicht immer mit derselben

Klarheit eingesehen. Hier haben wir in etwa zu verdeutlichen, wie erst aus dem Zusammenspiel beider Faktoren das Wesen der Metaphysik entspringt.

Von den Griechen her tritt die Metaphysik als Onto-logie in das Denken des Abendlandes ein, d. h. als Wissenschaft vom Seienden als solchem oder vom Seienden in seinem Sein. Zu ihrem Gegenstandsbereich gehört demnach alles, insofern es ein Seiendes ist, oder insofern ihm Sein zukommt. Indem wir sagten: „alles“, haben wir schon angedeutet, daß das Sein als das schlechthin Allumfassende gilt. Damit verbindet sich stets die Bestimmung des Seins als des innersten Wesensgrundes von allem, als des schlechthin und letztlich Gründenden. — Doch kann sich Ontologie nur als Meta-physik verwirklichen, dies Wort in seinem geschichtlich gewordenen Vollsinn genommen, wobei wir nicht vergessen, daß es einer buchtechnischen Verlegenheit seine Entstehung verdankt. Seiendes als solches oder in seinem Sein fassen, heißt nämlich ohne weiteres den ganzen Bereich des Physischen übersteigen, heißt in den Bezirk dessen eindringen, was über alle Physis hinausliegt, weil es aller Physis vorausgeht. Nur insofern erscheint das Sein als das Allumfassende und letztlich Gründende, als es das Meta-physische ist.

Der Zugang zu dem hiermit aufgedeckten Gegenstandsgebiet wird sich je nach dem Wesensbau des darauf Zugehenden mannigfach abwandeln. Weist ihm seine innere Struktur den Raum des Meta-physischen als ursprünglich und primär zugeordnete „Welt“ an, so steht er dazu in einem Verhältnis der Unmittelbarkeit; wir sprechen dann von geistiger Schau des Seins. Diese hat das unmittelbar in seinem Selbst ergriffene Sein zum Inhalt; konkret besagt sie dasselbe wie Schau des göttlichen Seins und aller Dinge in ihm. Für ein solches Wissen hat das Sein aufgehört, das Meta-physische zu sein. Geht es doch nicht im Überstieg über das Physische auf, da ja dieses vielmehr im Abstieg vom Sein her offenbar wird. Der das Sein Schauende kennt keine Meta-physik.

Wer auf das Sein zugeht, kann aber auch ganz anders gebaut sein. Stellt ihn sein Wesen in das Reich des Physischen als die ihm ursprünglich und zunächst zugehörige „Welt“ hinein, so besitzt er dazu ein Verhältnis der Unmittelbarkeit, das in dem, was wir „sinnliche Anschauung“ nennen, zum Ausdruck kommt. Einem solchen Wissenden erschließt sich das Sein nicht unmittelbar durch Schau, sondern nur mittelbar, indem er nämlich das Physische auf seinen innersten Wesensgrund oder auf das letztlich und schlechthin Gründende zurückbeugt (durch Reflexion oder Abstraktion). Hier eröffnet sich also das Sein im Überstieg über das Physische und tritt damit im eigentlichen Sinne als das Meta-physische auf. Dieser Standort, von dem her allererst Meta-

physik möglich wird, kennzeichnet den Menschen. Menschliches Wissen vom Sein und Meta-physik bedeuten demnach dasselbe, und die Rede von „menschlicher Meta-physik“ ist (streng genommen) genau so sinnlos wie die vom „weißen Schimmel“.

Das Gesagte zeigt unzweideutig die ganze Fraglichkeit von so etwas wie Meta-physik. Ein näheres Auseinanderlegen der darin verborgenen Problematik wird uns zu unserer Methodenfrage hinführen.

2. Zur Problematik der Meta-physik.

Das Physische, das zunächst den Raum des Menschengeistes bildet, ist so geartet, daß in ihm „*diversi modi perfectionum*“ nur „*secundum diversas formas*“ (1 d. 2 q. 1 a. 3) möglich sind. Entsprechend ist es dem Menschengest verwehrt, „*una conceptione diversos modos perfectionis accipere*“ (ebd.). Wie also der Gegenstand der Vielheit unterworfen ist, so vermag auch das Erfassen ein Gewußtes einzig im Nacheinander, eines nach dem andern herausgreifend, zu durchschreiten.

Eine solche Weise des Wissens ist durchaus dem Innerkategorialen angemessen, d. h. dem Bereich jener, „*quae habent definitionem*“ (ebd.). Doch stößt sie bereits bei den Kategorien selbst auf Widerstand, weil diese nicht mehr eine eigentliche Zusammensetzung in sich tragen, „*quae non definiuntur, ... quia sunt genera generalissima*“ (ebd.). Aber in ihre äußerste Fraglichkeit tritt sie erst beim „*maxime primum*“ (De pot. q. 9 a. 7 ad 6), beim Sein ein, das in keiner Weise mehr aus anderen vorausliegenden Bestimmungen (was die Kategorien noch irgendwie zulassen) verstanden werden kann, das im schärfsten Sinne als das Selbstverständliche schlechthin gelten muß. Demnach erscheint das Sein als das vollständig Einfache, das seine Fülle nicht „*secundum diversas formas*“, sondern kraft einer und derselben Form besitzt: „*in illo uno praehabet omnia*“ (ebd.). Einem Gegenstand nun, der die Vielheit hinter sich gelassen hat, ist offenbar allein jenes Erfassen angemessen, das selbst über der Vielheit steht, d. h. die in einem Blick („*una conceptione*“) alle Vollkommenheiten umgreifende und ausschöpfende Schau. Unser Wissen dagegen, das sich nur in einer Vielheit von Schritten entfalten kann, scheint daran machtlos abzugleiten: „*excedit intellectum nostrum*“ (ebd.).

Hiermit hat sich die Problematik der Meta-physik hinreichend enthüllt. Weil uns das Sein als das Meta-physische aufgeht, ist uns die Aufgabe gestellt, mit unserem von der Zerteiltheit des Physischen bestimmten Erkennen der gesammelten Einfachheit des Seins habhaft zu werden. Die Art unseres Zugriffs muß also sowohl dem Bedürfnis nach Mannigfaltigkeit von unserer Seite als auch der unbedingten Einfachheit auf Seiten des Seins Rech-

nung tragen. Obwohl wir irgendwie eine Vielheit von „conceptio-nes“ brauchen, dürfen wir das Sein doch nicht durch eine eigent-liche Zusammengesetztheit verfälschen.

In etwas anderer Wendung gesehen, haben wir es hier mit der Fraglichkeit von Offenbarkeit des Seins als Wissenschaft zu tun. Denn eigentlich „zu Hause“ ist die Wissenschaft mit ihrer Ab-folge von verschiedenen Begriffen, Urteilen und Schlüssen nur beim Innerkategorialen oder beim Physischen. Wissenschaft vom Sein bedeutet also Offenbarkeit des Seins in einer Erfassungsweise, die vom physischen Bereich her stammt, bedeutet letztlich das-selbe wie Offenbarkeit des Seins als Meta-physik. Daher wieder-holt sich die Forderung von vorhin: Meta-physik muß im schritt-weisen Fortgang der Wissenschaft die jeder wissenschaftlichen Ab-leitung überlegene Selbst-verständlichkeit des Seins zur Gel-tung und zur Erscheinung bringen; im Innersten muß diese Wissenschaft an der Unwandelbarkeit der geistigen Schau aus-gerichtet sein.

Unsere Überlegungen haben uns bereits mitten in die zu An-fang gestellte Methodenfrage hineingeführt. Jetzt gilt es, die in unbestimmten Umrissen sichtbar gewordene Methode des näheren zu kennzeichnen.

3. Zur Methode der Meta-physik: negative Er-örterung.

In den folgenden Darlegungen wird nicht von Hilfsmethoden oder von Methoden zweiter Ordnung oder gar von Methoden vor-bereitender Art die Rede sein. Zur Untersuchung steht lediglich die schlechthin grundlegende Methode des denkerischen Fortschrei-tens innerhalb einer Meta-physik. Verschiedene Methoden bie-ten sich dar. Das Richtmaß für die Beurteilung ihrer Tauglich-keit finden wir einzig in dem Wesen der Meta-physik, wie wir es bisher auseinandergefaltet haben.

Gemäß der entwickelten Problematik einer Meta-physik über-haupt können Methoden in doppelter Weise ihrer inneren Struk-tur widersprechen. Mögliche Verfehlungen betreffen entweder die vom Physischen herkommende Vielheit oder die dem Über-physi-schen eigene Einfachheit.

Den ersten Typ verwirklicht die deduktive oder genauer: die analytische Metaphysik¹. Die Deduktion ist als

¹ Nur nebenbei erwähnen wir die Metaphysik des Ontologismus, die durch ihre Seinsschau (trotz aller vorsichtigen Einschränkungen) im Grunde die wesenhafte Bindung unserer Seinsoffenbarkeit an das Physische zerreißt und so die eigentliche Meta-physik aufhebt.

Beweisverfahren letztlich nicht imstande, sich selbst zu tragen. Sie setzt vielmehr ihre obersten Vordersätze als gesicherte Wahrheiten voraus, die daher auf andere Weise einsichtig werden müssen. Demnach ist die Deduktion eine Methode zweiter Ordnung, deren Grundcharakter schließlich nicht von ihr selbst abhängt, sondern von der Eigenart jener Methode, der sie ihre Ausgangspunkte verdankt. Wenn man also eine Metaphysik als deduktive bezeichnet, hat man sie damit noch nicht eindeutig von allen anderen abgehoben; erst die Verankerung in der Analyse ergibt einen scharf umrissenen und den hier gemeinten Typ. Ist nun die analytische Metaphysik wirklich Meta-physik? Wird sie der Bindung an das Physische und diesem selbst gerecht?

Ihre klassische Gestalt hat sie bei dem alles „more geometrico“ ableitenden Spinoza und bei Leibniz, der ihr inneres Gefüge klarer hervortreten läßt, gefunden. Nach Leibniz stellt jede Monade von ihrem Gesichtspunkt aus das ganze Universum vor. Nicht dadurch unterscheiden sich die Monaden, daß die eine nur diesen, die andere nur jenen Ausschnitt enthält, sondern lediglich dadurch, daß die eine distinkt darbietet, was in der anderen konfus bleibt. Weil also in allem alles aktuell eingeschlossen ist, kann es grundsätzlich durch Analyse daraus entwickelt werden. Demselben Baugesetz gehorcht auch unser Seinsbegriff; so ergibt sich eine analytische Metaphysik.

An ihrem Ursprung steht die kartesianische Ablösung des Menschengeistes von seiner Leiblichkeit und damit vom Gesamtbereich des Physischen. Der einseitige Spiritualismus führt zu den sogenannten „angeborenen Ideen“, kraft deren uns schon von Anfang an alles Wissen aktuell (obgleich noch nicht zur Bewußtheit erweckt) innewohnt. Hierin wiederum liegt eine Annäherung unseres Geistes an den reinen Geist und schließlich an die alles aktuell umfassende Seinsschau Gottes. So kommt es am Ende zur Gleichsetzung der Weise unseres Wissens mit der Weise des Seins in sich, d. h. zur Anmaßung des Rationalismus, der „modus mentis“ und „modus entis“ mehr oder minder zur Deckung bringt. Leibniz vollendet die Linie, indem er diesen Geist zum Wesen des Seins schlechthin erhebt, so daß bereits das Physische dieselbe Grundstruktur in sich trägt.

Wie das Gesagte zeigt, kann bei der analytischen Metaphysik nicht eigentlich von Meta-physik die Rede sein. Da der Geist immer schon das Sein enthält, wird dieses nicht erst im Überstieg über das Physische ergriffen. Infolgedessen macht sich das Seins-erfassen von der Gesetzlichkeit des Physischen, wo eine Bestimmung die andern noch nicht aktuell umschließt, frei, ja der neue Ansatz strahlt umgekehrt auf das Physische zurück. Mithin widerspricht die analytische Methode der Verhaftung der Meta-physik

an das Physische und die ihm entsprechende Vielheit; ihre innerste Wurzel ist ein falsches Menschenbild.

Den zweiten Typ verwirklicht die induktive Metaphysik. Wie ist sie zu deuten? Die Nichtigkeit der analytischen Methode kam an den Tag; es zeigte sich, daß sie sich in bloßen Begriffen herumtrieb, während ihr das Sein selbst entging. Daher kehrte man aus der abstrakten Begriffswelt zu der konkreten Dingwelt zurück. Was darüber (angeblich) hinausliegt, tat und tut der Positivismus als leere Scheingebilde ab. Andere Forscher suchten gerade von dem wieder gewürdigten Physischen her einen neuen zuverlässigen Zugang zum Meta-physischen zu gewinnen. In den Naturwissenschaften hatte bei Bewältigung des Physischen oder „Teilwirklichen“ die induktive Methode zu glänzenden Erfolgen geführt. Davon angeregt, übertrug man die empirisch-induktive Methode auch auf die Erkenntnis des Meta-physischen oder „Gesamtwirklichen“; einzig durch fortschreitende Verallgemeinerungen glaubte man zu einer gesicherten Metaphysik gelangen zu können.

Daß die Induktion nicht als die Methode der Meta-physik in Frage kommt, zeigt ein einfacher Blick auf ihr Wesen. Einerseits vermag sie sich selbst nicht letztlich zu tragen; vielmehr setzt sie die grundlegenden Gesetzlichkeiten des Seins überhaupt als gesichert voraus. Damit muß sie die oberste Aufgabe der Metaphysik einer andern Methode überlassen. Andererseits ist sie darauf beschränkt, notwendige Verknüpfungen zwischen den Erscheinungen der Erfahrungswelt aufzuzeigen; da sich aber das Meta-physische jeder Erfahrung (im hier gemeinten Sinne) entzieht, ist die Induktion damit von neuem auf das Physische zurückgeworfen. — Das tritt noch deutlicher hervor, wenn wir die Notwendigkeit betrachten, zu der die Induktion gelangt. Weil zwei Erscheinungen immer und unter allen Umständen zusammen vorkommen, schließt man daraus, daß sie notwendig miteinander verknüpft sind. Diese Notwendigkeit ist eigener Art. Sie ergibt sich nicht ohne weiteres aus den in Frage stehenden Wesensgehalten selbst (sonst wären Beobachtung und Induktion überflüssig) und läßt deshalb durch höhere Macht Ausnahmen zu. Damit erscheint sie als etwas Vorletztes, das in dem Letzten einer den Wesensgehalten selbst entstammenden und so allen Ausnahmen überlegenen Notwendigkeit wurzelt. Die Induktion dringt also nicht in den Bereich des Letzten oder (was dasselbe bedeutet) Meta-physischen vor, sondern bleibt im Bereich des Vorletzten oder Physischen; darum bezeichnet man auch die entsprechenden Notwendigkeiten als die „meta-physische“ und die „physische“.

Nach dem Gesagten fällt auch die induktive Metaphysik aus der Meta-physik heraus. Sie vermag nicht das „Hinaus“ über das

Physische zu vollziehen, tritt also überhaupt nicht in den Bezirk des Meta- oder Über-physischen ein; sie reißt dieses vielmehr in die Welt des Physischen herab und macht es zu einer höheren Schicht des Physischen selbst. Ebenso geht die physische Notwendigkeit an der Einfachheit und Unbedingtheit des Seins vorbei, der doch nur ein über das Feststellen des äußeren Zusammenhinausdringendes Begreifen der inneren Selbigkeit Genüge tut. — Wiederum steht hinter allem ein falsches Menschenbild.

4. Zur Methode der Meta-physik: positive Erörterung.

Im Vorausgehenden wurde bereits das Feld abgesteckt, innerhalb dessen sich die gesuchte Methode bewegen muß. Sie wird sich in jener Mitte halten, die durch das Wesen des Menschen und seiner Meta-physik in Ansatz gebracht ist. Die Verhaftung an das Physische schließt die Analyse aus und verlangt die Synthese. Der Einfachheit und Unbedingtheit des Seins jedoch wird nicht die aposteriorische Synthese (die uns in ihrer vollendetsten Gestalt, der Induktion, begegnet ist), sondern nur die apriorische gerecht. So spricht sich in der apriorischen Synthese das Wesen der Meta-physik aus, insofern in ihr das Sein einzig vom Physischen her, als das Meta-physische, aber so auch wirklich zur Offenbarkeit gelangt.

Zu einer Synthese gehören verschiedene Bestimmungen, von denen die eine noch nicht aktuell die andern enthält. Auch das einfache Sein läßt eine solche Vielheit zu, weil unsere „*conceptiones*“ „*vere similitudines*“ sein können, und doch „*deficientes et non plenae*“ (1 d. 2 q. 1 a. 3). So steht am Anfang der Meta-physik das noch leere, von den weiteren Bestimmungen entblößte Sein: „*ens includitur in intellectu eorum et non e converso*“ (1 d. 8 q. 1 a. 3). Von hier aus gesehen, werden also diese Inhalte zunächst von außen an das Sein herangebracht. Kann aber dann ihre Selbigkeit mit dem Sein noch „*a priori*“, d. h. aus den betreffenden Wesensgehalten selbst begriffen werden?

Die aufgezeigte Vielheit geht nicht das An-sich des Seins, sondern lediglich sein Für-uns an. Wena nun im An-sich die fraglichen Bestimmungen „*convertuntur ad invicem et sunt idem in supposito*“, muß auch in ihrem Für-uns oder in ihren „*intentiones*“ (ebd.) die Selbigkeit des An-sich potentiell enthalten sein. Demnach zeichnet das leere Sein des Anfangs schon die kommenden Merkmale in sich vor und nimmt sie im „Entwurf“ voraus; hier gilt: „*omnia alia includuntur quodammodo in ente unite et indistincte sicut in principio*“ (ebd.). Entsprechend umschließen die Merkmale, welche das Sein erfüllen, bereits dieses selbst, und zwar im Grunde ebenfalls nur potentiell. Obgleich nämlich rein

formal-logisch genommen, das Sein schon aktuell den Merkmalen innewohnt, so ist es doch in seinem inneren Wesenszusammenhang mit der Besonderheit der Merkmale noch nicht begriffen und verharret damit gegenüber seiner eigentlichen meta-physischen Verwirklichung in der Potentialität. Von hier aus gewinnt das Wort: „ens includitur in intellectu eorum“ (ebd.) einen ganz prägnanten Sinn. — Das leere Sein des Anfangs und die Merkmale kommen sich also ergänzend entgegen, befruchten sich gegenseitig. Wie der leere Entwurf des Seins erfüllt wird, so wird das dumpfe Sein der Merkmale begriffen. Und wie das Sein in den Merkmalen sich selbst seiner Fülle nach findet, so erreichen die Merkmale im Sein erst ihr wahres Selbst. Das anfängliche Getrenntsein der Momente schließt also ihre Selbigekeit nicht aus, sondern ein; daher ist auch der apriorische Vollzug ihrer Synthese nicht unmöglich.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die apriorische Synthese nichts anderes als das nach der methodischen Seite hin abgewandelte Wesen von Meta-physik darstellt. Sie wahrt sowohl die vom Physischen herstammende Vielheit als auch die dem Meta-physischen eigene Einfachheit und bindet sie in vollkommener Harmonie zusammen. Unser denkerischer Einsatz bleibt restlos im Physischen verwurzelt und stößt trotzdem zum Meta-physischen durch. Darin offenbart sich das wahre Menschenbild der Mitte. Während die analytische Metaphysik den Menschen aus dem Physischen herausriß, während die induktive Metaphysik ihn allzusehr vom Meta-physischen abschloß, läßt ihn die Meta-physik der apriorischen Synthese an beiden Welten teilnehmen: der Mensch ist in der Welt des Physischen zu Hause, aber so, daß er darin und dadurch immer schon über allem Physischen steht, in der Welt des Meta-physischen lebt.

Auf diesen wenigen Seiten haben wir versucht, einen Gedanken, der bei dem Streit um die ersten Prinzipien, insbesondere um das Kausalprinzip, hervorgetreten ist, grundsätzlicher zu fassen und für die Metaphysik überhaupt fruchtbar zu machen.